

Eine internationale Ehe

Von Madame Wigol.

(10. Fortsetzung und Schluss.)

„Nicht das Zerbrechen des Spiegels, sondern das Arbeiten ohne die Natur hat Sie verstimmt. Womit sind Sie denn jetzt beschäftigt?“

„Ich denke, ich werde meine Statue Ewa nennen. Wäre es Ihnen nicht zu viel Mühe, sie sich einmal anzusehen? Sie sind immer im Zimmer der Mutter, uns Bildhauer verachten Sie wohl?“

„Ja, lieber Willefroy? Ich hatte die Bildhauer für den Stolz unserer Schule. Kommen Sie, wir wollen uns Mutter Ewa einmal ansehen.“

„O, sie ist noch lange nicht fertig.“ Die beiden Künstler durchschritt den Garten, denn Willefroy's Atelier befand sich in einem Wohngebäude. Es war ein großer, kühler, etwas kalter Raum mit gabelnden Gipsabgüssen und Zeichnungen gefüllt, so daß es Willefroy nicht ohne einige Mühe gelang, einen Stuhl für seinen Besucher frei zu machen und vor der in feuchte Bücher gefüllten Thronstühle aufzustellen.

Diese war lebensgroß, und der junge Mann enthielt die ganze Figur, die sehr schön und schon ziemlich weit vorgeschritten war, aber die Füße dem Kopf gegenüber fehlten. Raoul war des Lobes voll.

„Ja,“ antwortete der Bildhauer, „sie ist nicht schlecht, aber der Kopf macht mich große Schwierigkeiten, und doch habe ich ein vorzügliches Modell.“

Wit immer plötzlichen Rud entfernte der junge Mann, der auf einen Stuhl gestiegen war, das letzte Stück, und Ewas Antlitz wurde sichtbar. Ein schöner Kopf mit rein geschmittenen Zügen, leicht getrocknete Lippen, lächelnd, wie Ewa gelächelt haben muß, als sie Adam den Apfel bot, ein merkwürdig bellendes Gesicht, das Raoul die Vergangenheit zurückrief und seine nie geheilte Wunde berührte — Miriam's Antlitz.

Er blieb regungslos sitzen, ein lockeres Gesicht des Schwindels über dem, und er konnte kein Wort sprechen. So lange verharrete er in Schweigen, daß Willefroy unruhig wurde.

„Der Kopf ist nicht, was er sein mußte,“ begann er schließlich. „Ich fürchte, ich habe ihn verdorben. Ich, wenn die Mariamina nur gekommen wäre, wie sie versprochen hatte, dann würde etwas zu Stande gekommen.“

„Im Gegenteil, der Kopf ist wunderlich, und das einzige, was ich davon auszufahren habe, ist, daß er mir nicht der zur Gestalt gehörige Kopf zu sein scheint.“

„Rein Wunder! Die große Schwierigkeit ist, ein Modell für Kopf und Gesicht zu bekommen. Mariamina ist nur für den Kopf, und wenn ich ihn noch so viel liebt, sie ist nicht dazu zu bringen, mehr zu thun.“

Raoul athmete tief auf. Er schien die Arbeit des Bildhauers mit gespannter Aufmerksamkeit zu studieren, so daß sich der junge Mann sehr geschmeichelt fühlte.

„Ich möchte eine Studie nach dem Kopfe dieser Frau machen,“ sagte Raoul fort, als er sich seiner Stimme wieder sicher fühlte. „Es ist von eigenartigem Charakter.“

„Gleich hinter dem Eingang zur Villa Vinciana, ein niedriger Raum mit einer gelben Thür. Aber ich kann sie ja rufen lassen, wenn Sie wollen.“

„Nein, nein. Ich siehe es vor, selbst zu gehen. Ist die Italienerin?“

„Ja, glaube nicht, aber ehrlich gestanden, weiß ich's nicht. Sie spricht nie frei, als zur Beantwortung meiner Fragen unbedingt nötig ist, und das in ganz reinem Italienisch. Wenn überhaupt von Accent die Rede sein kann, dann hat sie einen nordlichen. Anfanglich war ich sehr neugierig, aber da ich nichts aus ihr herausbringen konnte, habe ich's aufgegeben. Sie hat Hände wie eine Feine Dame, aber sie muß furchtbar arm sein. Wer weiß, was für ein Trauerspiel hinter dem gewöhnlichen Namen Mariamina steckt! Ich verlange weiter nichts von ihr, als daß sie mich nicht im Stiche lassen soll. Wollen Sie ihr das befehlen, wenn Sie sie sehen?“

„Gewiß, gewiß.“

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es Raoul, sich von seinem Stuhle zu erheben, und er schwanzte leicht, als er zu gehen versuchte.

„Sie sind doch nicht unwohl?“ fragte Willefroy ganz besorgt.

„Ich denke, ich werde meine Statue Ewa nennen. Wäre es Ihnen nicht zu viel Mühe, sie sich einmal anzusehen? Sie sind immer im Zimmer der Mutter, uns Bildhauer verachten Sie wohl?“

„Ja, lieber Willefroy? Ich hatte die Bildhauer für den Stolz unserer Schule. Kommen Sie, wir wollen uns Mutter Ewa einmal ansehen.“

„O, sie ist noch lange nicht fertig.“ Die beiden Künstler durchschritt den Garten, denn Willefroy's Atelier befand sich in einem Wohngebäude. Es war ein großer, kühler, etwas kalter Raum mit gabelnden Gipsabgüssen und Zeichnungen gefüllt, so daß es Willefroy nicht ohne einige Mühe gelang, einen Stuhl für seinen Besucher frei zu machen und vor der in feuchte Bücher gefüllten Thronstühle aufzustellen.

Diese war lebensgroß, und der junge Mann enthielt die ganze Figur, die sehr schön und schon ziemlich weit vorgeschritten war, aber die Füße dem Kopf gegenüber fehlten. Raoul war des Lobes voll.

„Ja,“ antwortete der Bildhauer, „sie ist nicht schlecht, aber der Kopf macht mich große Schwierigkeiten, und doch habe ich ein vorzügliches Modell.“

Wit immer plötzlichen Rud entfernte der junge Mann, der auf einen Stuhl gestiegen war, das letzte Stück, und Ewas Antlitz wurde sichtbar. Ein schöner Kopf mit rein geschmittenen Zügen, leicht getrocknete Lippen, lächelnd, wie Ewa gelächelt haben muß, als sie Adam den Apfel bot, ein merkwürdig bellendes Gesicht, das Raoul die Vergangenheit zurückrief und seine nie geheilte Wunde berührte — Miriam's Antlitz.

Er blieb regungslos sitzen, ein lockeres Gesicht des Schwindels über dem, und er konnte kein Wort sprechen. So lange verharrete er in Schweigen, daß Willefroy unruhig wurde.

„Der Kopf ist nicht, was er sein mußte,“ begann er schließlich. „Ich fürchte, ich habe ihn verdorben. Ich, wenn die Mariamina nur gekommen wäre, wie sie versprochen hatte, dann würde etwas zu Stande gekommen.“

„Im Gegenteil, der Kopf ist wunderlich, und das einzige, was ich davon auszufahren habe, ist, daß er mir nicht der zur Gestalt gehörige Kopf zu sein scheint.“

„Rein Wunder! Die große Schwierigkeit ist, ein Modell für Kopf und Gesicht zu bekommen. Mariamina ist nur für den Kopf, und wenn ich ihn noch so viel liebt, sie ist nicht dazu zu bringen, mehr zu thun.“

Raoul athmete tief auf. Er schien die Arbeit des Bildhauers mit gespannter Aufmerksamkeit zu studieren, so daß sich der junge Mann sehr geschmeichelt fühlte.

„Ich möchte eine Studie nach dem Kopfe dieser Frau machen,“ sagte Raoul fort, als er sich seiner Stimme wieder sicher fühlte. „Es ist von eigenartigem Charakter.“

„Gleich hinter dem Eingang zur Villa Vinciana, ein niedriger Raum mit einer gelben Thür. Aber ich kann sie ja rufen lassen, wenn Sie wollen.“

„Nein, nein. Ich siehe es vor, selbst zu gehen. Ist die Italienerin?“

„Ja, glaube nicht, aber ehrlich gestanden, weiß ich's nicht. Sie spricht nie frei, als zur Beantwortung meiner Fragen unbedingt nötig ist, und das in ganz reinem Italienisch. Wenn überhaupt von Accent die Rede sein kann, dann hat sie einen nordlichen. Anfanglich war ich sehr neugierig, aber da ich nichts aus ihr herausbringen konnte, habe ich's aufgegeben. Sie hat Hände wie eine Feine Dame, aber sie muß furchtbar arm sein. Wer weiß, was für ein Trauerspiel hinter dem gewöhnlichen Namen Mariamina steckt! Ich verlange weiter nichts von ihr, als daß sie mich nicht im Stiche lassen soll. Wollen Sie ihr das befehlen, wenn Sie sie sehen?“

„Gewiß, gewiß.“

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es Raoul, sich von seinem Stuhle zu erheben, und er schwanzte leicht, als er zu gehen versuchte.

„Sie sind doch nicht unwohl?“ fragte Willefroy ganz besorgt.

berung einzutreten, nur schwach nach und nach die Kraft, die die Aufregung Miriam geliehen hatte. Sie brachte noch immer viele Stunden am offenen Fenster, und Raoul leitete ihr getreulich Gesellschaft.

Eines Abends bei Sonnenuntergang nach einem glühend heißen Tage lag Miriam in ihren Kissen mit einem seltsamen Blick in den Augen. Sie hatten beide lange geschwiegen. Endlich erhob sich Raoul, um wie gewöhnlich um diese Zeit, nach Hause zu gehen, aber er fühlte, wie ihre magere Hand zitterte, und er beugte sich nieder und fragte, ob er etwas für sie thun könne.

„Raoul,“ flüsterte sie, „ich bin nicht mehr Deine Frau, und ich bin Deiner Liebe nicht würdig, aber jetzt liebe ich Dich, wie ich Dich vor Jahren hätte lieben sollen. Willst Du mich einmal küssen, wie Du mich in alten Zeiten geküßt hast? Dann kann ich glauben, daß Du mir wahrhaft vergeben hast.“

Raoul preßte seine Lippen zärtlich auf die ihre. Miriam schloß einen glücklichen Seufzer aus, dann schloß sie die magere Hand erschöpfend. Raoul wartete auf ein Wort, aber es kam keine. Miriam hatte ihren letzten Wunsch ausgesprochen, und das arme Herz hatte zu schlagen aufgehört. (E n d.)

Hymens Weihen.

Humoreske von L. Hofbauer.

Der Landgerichtsrath M. war seit einigen Tagen alles auf den Kopf gestellt. Ein panikartiger Schrecken, die war da unterbrochen von Perioden die-ferster Verzweiflung, hielt alle Glieder der ehrenwerten Familie geängstigt von Oberhaupt und Herrn bis herab zur Treppen, langjähriger Dienerrin.

Und was der schrecklichste der Schreden — wenigstens für Frau Landgerichtsrath — war, man durfte ja nicht einmal die Schweregeleitete Herz vor misanthropischen Seelen auskatheten; denn — es war ja strenges Geheimniß, daß man — einen Zimmerherren beidergeit. Mein Gott! In diesen theuren Zeiten muß man fröhlich sein, wie man kann. Die Welt braucht's ja nicht zu erfahren. So ist ihm zufällig ein zu Besuch Weidender, so erklärte man ihn einfach für einen etwas entfernten Cousin oder Nefen eines Menschen, der die Gesellschaft wieder und den man deshalb noch nirgend eingeführt, kurz gesagt, für einen Sondernling.

Ein Sondernling! Das Wort bringt mit ihm einmalmal „in medias res“, das heißt auf den Schwerpunkt dieser unheimlichen Geschichte. Ein Sondernling, nun das war Herr K. ganz und gar nicht, wenigstens war er die lange Zeit her nicht gewesen, da man ihn schon fast vergaß. Er war ein stiller, bescheidener, etwas nervöser junger Mann und lebte nun schon seit Jahr und Tag bei M.'s in voller Pension.

Vor etwa einem halben Jahre nun hatte er eines schönen Tages seine freundschaftlichen Verhältnisse mit der Nachbarin von seiner Verlobung förmlich überbracht. Das war ein Jammer! Der „Sondernling“, „entfernte Nefte“ etc. gewann mit einmalmal einen ins Ungeheuerliche steigenden Werth.

Da, in der letzten Zeit, war mit dem glücklichen Heirathskandidaten, der in wenigen Tagen Hochzeit haben sollte, eine unheimliche, ja erschreckende Veränderung vor sich gegangen. Statt wie sonst, nach dem Bureau ein Stündchen ins Cafe zu gehen, eilte er jetzt spornhastig nach Haus, schlief sich in sein Zimmer und — nun kam das Grauliche. Man vernahm bald hohe, heitere, bald wieder volltönende, helle Laute, Töne, die aus immergewiederter Brust zu schreien schienen, dann wieder andere, die wie lede Dromel klangen. Jetzt auf der Höhe des dreimal getrunnen G, jetzt in den Tiefen des D unter der Linie. Grauennd war's, immer liegen es nur ein und dasselbe Wort. Kein Zweifel mehr, der Aermste war irrünftig geworden!

Der Herr M. Am Vorabend seiner Hochzeit. Doch nein! Ehrlich gestanden, dachte man bei Landgerichtsrath's nicht an ihn, nein, nur an die eigene, höchst gefährdete Ehe. Frau M. war in kürzester Zeit nach dem, ihrem unglücklichen Weidner in die Nacht des Wahnsinns zu folgen. Die bejammernswürdige Dame härmte sich stündlich mehr ab und begann schon, sobald Herr K. nach Hause gekommen war und die gräßliche, disharmonische Tonleiter sich hören ließ, in Weinstrempeln zu fallen; dazu kam Freud, der kleine Sohn, der sich nun heulend in Hörsen und Decken verdrück, um nichts Besseres zu müssen, Rath, die fromme Magd, die ergebnisvoll — heftigste Weidne nach oben sandte — alles zusammen genommen, ein Bild der Auflösung, des vollständigen Chaos.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, der Herr Landgerichtsrath sah in seine Aften verweilt, all den Jammer und sich vergessend. Da mit einmalmal flohe die Thüre auf und kürzte seine theure Lebensgefährtin, ein Bild des Entsetzens, ins Zimmer.

„Um Gotteswillen, Gubst! Nein, nein, ich halt es nicht mehr aus! Schmerzvollstichtant die Kerne in einen Stuhl und drach in herzerbrechendes Schluchzen aus.“

Der bebauerwerte Gatte, mitten in tiefeninnigen Reflexionen gefehrt, war aufgesprungen; auch er war, ganz gegen sein Princip, in letzter Zeit nervös geworden.

„Aber ich bitte Dich, Gubda, was ist denn wieder geschehen? Ist Herr K. schon nach Hause gekommen?“

„Ja! Ja! Und Du sitzt hier und säumst! Ich natürlich ich nichts. Ich glaube, Du würdest auch keinen Schmerz fühlen, wenn mich dieser Weidner umbringen würde. Ach! aber! Wer mir das gesagt hätte.“

Da floß wieder die Thüre auf und Herr K. der kleine Unhold, hürrnte, mit allen äußeren Anzeichen eines

leberbringers großer Neugierden, ins Zimmer.

„Papa, Mama, ich weiß, was der Herr sagt, ich hab's verstanden, er schreit in einemort.“

Man beachtete ihn nicht. Herr M. hatte sich mittlerweile genug gemeldet, um auf die schweren Vorwürfe seiner Gattin entgegen zu können:

„Gubda, Du gehst entschieden zu weit, viel zu weit; ich warne Dich eindringlich, diese Zügellosigkeit im Ausdruck zu dämpfen, wenn Du mich nicht einmal schwer compromittiren willst. Außerdem aber muß ich Dir schon sagen, daß dies durchaus nicht die Art und Weise ist, wie eine Frau zu ihrem Manne spricht und daß ich als Haupt und Ernährer der Familie mir dies einfach nicht gefallen lasse.“

Frau M. erhob sich wuthstammend, doch da rief Herr K., der bisher gekränkt geschwiegen, als wahrer Retter in der Noth hinzu:

„Aber, Mama, Papa, ich weiß, was der sagt, er ruft immer: Ja! Ja!...“

War es der letzte rothe Strahl der scheidenden Sonne, war's das überquellende Gefühl süßen Verständnisses? Das Gesicht des strengen Papas schien mit einmalmal wie verklärt, wie von überirdischem Lichte umflossen; dann aber erholte aus seinem Munde ein drohnendes, ganz irdisches Gelächter, wie es in solcher Stärke gewiß noch nie über die Lippen eines Rechtsgelehrten gekommen.

Die Frau Landgerichtsrath's wich entsetzt zurück, sie glaubte nicht anders, als daß auch ihr Gatte plötzlich verrückt geworden.

„Hahaha! Bravo, Freiherr! Haha! Was sagst Du dazu, Mama, der ist sich für die Trauung, damit das süße, ewig bindende „Ja!“ recht sicher und melodisch aus seiner Kehle klingt. Hahaha! Und Du, wir — nein, wie schwer sich doch die Menschen selber das Leben machen. Hahaha! Komm, Freiherr, da hast Du einen Kuß für Deine herrliche Braut.“

Frau M. sprach ein Wort; ja, sie lächelte nicht einmal, sondern schloß nur etwas bekümmert.

Ein unangenehmer Zufall.

Humoreske von Max Langner.

„Na, Wiehe, ich denke, wir wollen uns heute mal einen vergnüglichen Abend machen,“ sagte der alte Rentier Lehmann zu seiner niedlichen kleinen Frau, als sie beim Nachmittagskaffee zusammenfaßen; „sieh doch in der Zeitung von heute Vorlesen nach, in welches Theater Du am liebsten geh'n willst.“

Lehmann, ein angeborner Sechziger, hatte erst vor zwei Jahren, als er sein gutgehendes Materialwaarengeschäft seinem ältesten Commis veräußert und sich — abgesehen von einer Anzahl unbesoldeter Kommunalämter, die er auch ferner beibehielt, — zur Ruhe gesetzt hatte, sein Weidchen heimgeführt und sich nach einem arbeitsreichen Leben ein eigenes Heim begründet, in dem er an der Seite der lebenslustigen kleinen Frau und unter ihrer Pflege die wohlverdiente Ruhe genießen wollte.

Maria war die einzige Tochter einer Beamtenwitwe, welche nach dem Tode ihres Mannes sich und ihr Kind durch das Vermietten möblierter Zimmer an einzelne Herren ernährte und durch ihr weises und sparsames Wirtschaften sich nicht nur sehr anständig durch's Leben brachte, sondern auch noch ein ganz nettes Stämmchen zurückerlegte hatte, welches sie zur Ausstattung für ihr Töchterchen bestimmte.

Wenn Maria in dem nahe der mittlerlichen Wohnung belegenen Lehmann'schen Geschäft ihre Einkäufe machte, dann ließ es der Principal sich nehmen, die sie immer hübscher entzückende, reizende kleine Blondine, welche stets sich und abreit auswand, er maß ihr alles überreichlich zu und unterließ es nie, wenn sie ihren Kauf beendet, ihr eine kleine Dute Bonbons, eine Tafel Chocolade oder irgend einen anderen Vederbissen in den Storb zu praktiziren und ihr die schönsten Empfehlungen an die Frau Mama, welche er im Stillen schon als seine zukünftige Schwiegermutter betrachtete — aufzutragen.

Maria hatte keine Ahnung davon, mit welchen weitgehenden Zukunftsplänen Lehmann, der gut und gern ihr Vater sein konnte — war er doch fast vierzig Jahre älter als sie —, sich trug. Da stand ganz plötzlich ihre Mutter, und die kaum zwanzigjährige stand allein da auf der Welt. Verwundert, welche sich ihrer annehmen konnten, hatte sie nicht — das Geschäft ihrer Mutter, möblier Zimmer an junge Herren zu vermietten, konnte sie doch unmöglich fortsetzen — da erschien Lehmann als rettender Engel am Tage nach der Beerdigung der verstorbenen Frau Königslecker und hielt in aller Form um die Hand der Verwaissenen an. Maria, welche thatsächlich nicht wußte, was aus ihr werden sollte, und die Lehmann, schon wegen seiner Aufmerksamkeit und der schönen bei dem Schenken, die sie immer von ihm bekam, mit dem Alterunterstüdes ganz geliebt mochte, folgte Ja — und kaum war das Trauerjahr, welches sie bei einer in Rummelsburg wohnenden Schwester Lehmann's verlebte, — nebenbei gesagt, einer grämlichen alten Jungfer — verstrichen, da führte Lehmann sein kleines Weidchen heim, und Beide lebten wie die Zerkelkauten in der man auch nicht getade großen, aber überaus gemüthlich eingerichteten Wohnung. Sie saßen nur selten Gesellschaft bei sich und hatten keinen großen Verkehr. Nur der Hausarzt, Dr. Müller, welcher schon als Student in Maria's Mutter gewohnt und sich dann später in dem Stadttheil niedergelassen und eine ganz hübsche Praxis

erworben hatte, ging bei Lehmann's als Freund des Hauses ein und aus, er spielte jeden Donnerstag mit Lehmann und irgend einem anderen Bekannten dort einen soliden Satz, und war stets ein gern gesehener Gast, umso mehr, als er bisher zur Ausübung seiner Functionen als Hausarzt noch nicht ein einziges Mal Gelegenheit gefunden hatte, denn Papa Lehmann so wohl wie sein junges Weid erfreuten sich Beide einer ganz unverwundlichen Gesundheit.

Doch wir kommen ja ganz von unserer Erzählung ab! „Na, Wiehe, was meinst Du denn, wohin wir gehen wollen?“ sagte Lehmann, nachdem die kleine Frau eifrig die Theateranzeigen studirt hatte; „am liebsten in ein Theater, wo man nicht so eng sitzt, und wo man seinen Tabak rauchen kann!“

„Ach ja, weißt Du was, Papachen, — so nannte Wiehe ihren Gatten stets, obgleich ihnen bis jetzt Kindersegen nicht beschieden war, sie hatte es aber, als ihr seliger Vater noch lebte, stets so von der Mutter gehört, — „weißt Du was, dann wollen wir in's Apollo-Theater geh'n, da soll's sehr nett sein, und da kannst Du Deine Cigarette rauchen und ein Gläschen Bier trinken, denn wenn Du das siehst, so machst Du Dir ja doch aus der ganzen Vorstellung nichts. Ich mache mich fein, ziehe mein „Braunbeinens“ an und lege den neuen Hut auf — weißt Du, den ich vor vierzehn Tagen zum ersten Male trug, als ich Deine Schwester Amalie in Rummelsburg besuchte und mich auf dem Kaffeetisch so fürchterlich gelangweilt habe! Um Punkt sieben bin ich fertig, wir sehen uns dann auf die Pferdebahn und gondeln los, denn um halb acht fängt die Vorstellung an!“

„Machen wir!“ schmunzelte Lehmann und brühte der drallen kleinen Frau einen herbstlichen Kuß auf.

Pünktlich um ein Viertel nach sieben Uhr war Maria fertig; sie sah ganz allerliebst aus in dem „Braunbeinens“, und das einfache niedliche Kaputtschön stand ihr reizend zu dem feinen runden Gesichtchen. Auch Lehmann hatte sich fein gemacht und sah mit der weißen Weste und der blankgeglänzten Anzugsjacke ganz stattlich aus, nur daß ein Zehrer die Weiden eher für Vater und Tochter als für Mann und Frau gehalten hätte.

„Na, sieh da, Herr Lehmann mit Frau Gemahlin! Welche freudige Ueberraschung!“ erriete eine Stimme, gerade als das Ehepaar das Theater betreten wollte.

„Nanu, Doctor, das ist ja sehr nett, — wo bleiben wir aber zusammen, und wenn's Theater aus ist, gehen wir noch feil Abendbrod essen — natürlich sind Sie unser Gast!“ sagte Papa Lehmann, der sich freute, noch einen Gesellschafter gefunden zu haben, mit dem er sich unterhalten konnte, denn das wußte er schon, mit Maria durfte er während der Vorstellung nicht reden, die verwante kleine Bild von der Bühne und verständig ordentlich all die Herrlichkeiten, welche ihr da geboten wurden, mit den Augen.

Nachdem der junge Arzt auch ihr die Hand gedrückt hatte, begaben sich die Drei in das Theater und betamen noch sehr gute Plätze in der Nähe der Bühne.

Sie machten es sich da möglichst bequem, Lehmann legte seine Cigarettenstange und eine Streichholzschächtelchen auf den Tisch und bestellte Bier.

„Na, Doctorchen, so greifen Sie zu und stecken sich 'ne Cigarette an — für den Abend wird's wohl für uns Beide reichen, es sind ja schon „Stück drin!“ meinte Lehmann. Der Doctor nahm dankend eine Cigarette und zündete sie an, und nun fehlte ihnen nichts mehr zur größten Behaglichkeit.

„Sind Sie vergangene Woche glücklich von Ihrem Besuche bei der Schwägerin in Rummelsburg zurückgekommen, gnädige Frau?“ fragte Doctor Müller.

Maria erröthete und antwortete mit einem leisen „Ja“, während Lehmann herauspolterte:

„Ja, denken Sie nur, Doctor, bis zum letzten Zuge hatte die Amalie die Beinhaken; erst bei nachtschlafener Zeit kam sie nach Hause, ich habe aber eine Stunde im Fenster gelegen, denn sie hatte ja keinen Schlüssel mit, — und dabei hat das arme Weidchen natürlich bei den alten Leuten noch stück gelangweilt! Na, sobald soll sie mir auch nicht wieder dahin! Denken Sie nur, wie leicht hätte meinem Weidchen da etwas passieren können — die jungen Leute sind ja heutzutage maßlos los, und wenn Einer die Kleine so sieht, dann glaubt er doch nicht, daß das 'ne Frau ist, die schon seit zwei Jahren 'nen Mann hat, und was für einen, nicht wahr, Doctorchen... hahaha!“

Beide Herren lachten, Maria schlug erdöthend die Augen nieder, nicht ohne vorher einen blühenden Blick mit dem jungen Arzt getauscht zu haben, während Lehmann seine ganze Aufmerksamkeit seiner Cigarette widmete, die auszugehen drohte.

Die Vorstellung nahm programmäßig ohne besonderen Zwischenfall ihren Verlauf; in der Pause sorgte der Doctor für Butterbrod, während Lehmann die Zubereitung dieses übernahm, und alle Drei aßen und tranken und waren freudvoll.

Als letzte Nummer stand auf dem Programm der Kinematograph, der eine Reihe von Bildern aus dem Leben bringen sollte; bekanntlich Photographien mit beweglichen Figuren, wie sie jetzt in einer Volkstheater vorgeführt werden, welche die Täuschung hervorruft, als sei das, was man sieht, die Wirklichkeit.

Nachdem eine Anmerkung der Feuerweber, landschaftliche Bilder, das Aufsteigen der Wackpappe und anderes gezeigt worden war, sollte endlich aus ein Bild kommen, welches „die An-

kunft eines Stablbahnzuges auf dem Bahnhof Alexanderplatz“ darstellte. Der Saal war zu der Vorführung der lebenden Photographien verbunkelt worden, und die Blide aller Zuschauer hatten gespannt auf der Bühne; eine leise Musik begleitete die Vorstellung und erhöhte durch ihre sanften Klänge den magischen Reiz des Sanges.

Das nunmehr plöglich erscheinende Bild zeigte den Bahnsteig des Bahnhofes Alexanderplatz mit vielen der Stadtbahnzüge harrden Personen; ganz im Vordergrund ging ein schlanker Herr in grauem Sommeranuge, mit einem hellen Strohhute, langsam auf und ab.

„Sieh doch nur, Wiehe, ist das nicht unser Doctor mit seinem schönen neuen Strohhut?“ sagte da auf einmal Lehmann, — „nein, ist das aber komisch!“

„Woh! nur eine Ähnlichkeit!“ meinte der Doctor, dem etwas unheimlich zu Mutte wurde. Nur Marie rief, nichts ahnend, ganz vergnügt aus: „Ach, wie reizend! Ist das aber ein wunderbarer Zufall!“

Ein Pfiff ertönte; der Zug roß langsam in die Halle, die Wartenden allen geschäftig hin und her und suchen einen Platz zu erlangen. Nur der Herr mit dem Strohhut bleibt ruhig stehen; er scheint Jemanden zu erwarten. Da neigt sich aus einem Coupee zweiter Klasse ein Damenköpfechen heraus; sie winkt dem erfreut Aufschauenden mit der Hand, und er eilt zu dem Coupee hin, die Thür öffnend, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Noch ehe der Zug gänzlich stillsteht, liegt sie in seinen Armen, und Beide scheinen sich bin zu schmiegen, wie es sie sich seit langer Zeit nicht gesehen hätten. Ein Pfiff, und der Zug fährt weiter; das Mädchen geht Arm in Arm fort, sie sieht glückselig in sein Antlitz, und sie geben dem Auszuge zu, — für die Zuschauer sieht es gerade so aus, als ob sie aus dem Rahmen des Bildes heraus direct in den Zuschauerraum hinein schreiten wollten. Die Figuren werden immer größer, die Gesichter immer heuchlicher; die junge Dame trägt ein dunkles Kleid, ein ihr reizend sehendes Kaputtschön, sie hat eine helle Sommerjacke — gerade so eine, wie sie auf dem Stuhle neben Marie liegt — läßt über den rechten Arm gehängt, während der linke den ihres Begleiters innig an sich drückt, und ihr strahlender Blick an seinen Lippen zu hängen scheint.

Lehmann ist aufgesprungen: „Donnerwetter, Wiehe, das bist Du ja!... Du und der Doctor... Na, das ist ja 'ne nette Geschichte! Ja, da soll doch gleich!... Und ich liege bis in die Nacht hinein im Fenster und lauer auf sie... dabei ist es noch ganz hell auf dem Bahnhof... die Laternen sind ja noch nicht mal angezündet!... Der Doctor, so was hätte ich nie geglaubt! Komm, Wiehe, wir gehen nach Hause, der Appetit zum Abendbrod ist mir vergangen, dem Doctor und Dir noch... Adieu, Doctor... das Honorar für Ihre ärztlichen Bemühungen werde ich Ihnen morgen schicken!... Ich nehme wieder den alten Sanitätsrath Schulze als Hausarzt... das ist mir sicherer... Komm, Marie!“

Das letzte, das Sensationsbild des Kinematographen: „Endlich allein!“ haben sich Lehmann und Marie nicht mehr angesehen; wie sich die Angelegenheit zu Hause noch abgehandelt hat, konnten wir nicht erfahren. So viel steht aber fest, daß Maria das nächste Mal in Begleitung ihres Gatten zur Schwägerin nach Rummelsburg gefahren ist.

Eine pfiffige Gemeinde.

Erbe des vorigen Jahrhunderts war, wie das ja manchmal geschieht, wieder einmal der Weltuntergang auf einen bestimmten Tag prophezeit. Die Gemeinde Heimbach bei Bad Schwalbach nahm sich die bevorstehende Wende der Dinge mehr zu Herzen, als irgend Jemand in der Welt, und beschloß, der Katastrophe müthig, aber doch in einer Weise entgegenzugehen, welche ihr den Genuß des irdischen Daseins noch möglichst erhöhen sollte. Sie faßte daher, nachdem sie sich die Unabänderlichkeit des Ereignisses vollkommen klargemacht hatte, den höchst vernünftigen Entschluß, ihren Gemeindevand an die Gemeinde Schwalbach zu verkaufen, und zwar für zwei Ohm Brantwein. Gestützt durch diesen ebenen Satz gedachte sie dem unvermeidlichen Schicksal gefasst und heiter entgegenzugehen. Die Gemeinde Schwalbach, welche die Sache mehr praktisch und weniger fatalistisch in der Sache sah, ging sofort auf den Handel ein, lieferte die zwei Ohm Brantwein für in aller Form Rechts den Heimbacher Wald. Im Heimbach aber wurden die zwei Ohm Brantwein mit dem Nachtmächterhorn von der Gemeinde getrunken, und nachdem dieses würdige Geschäft besorgt war, in aller Ruhe und frommer Frömmung der Weltuntergang erwartet. Der verhängnisvolle Tag kam, aber die Welt blieb stehen; der Heimbacher Gemeindevand war weg, die zwei Ohm Brantwein getrunken und das Nachtmächterhorn leer. Schwalbach aber erwartete sich noch heute am Besitze jenes Waldes, die Zukunft frischen Bieres übernahm, und alle Drei aßen und tranken und waren freudvoll.

Als letzte Nummer stand auf dem Programm der Kinematograph, der eine Reihe von Bildern aus dem Leben bringen sollte; bekanntlich Photographien mit beweglichen Figuren, wie sie jetzt in einer Volkstheater vorgeführt werden, welche die Täuschung hervorruft, als sei das, was man sieht, die Wirklichkeit.

Nachdem eine Anmerkung der Feuerweber, landschaftliche Bilder, das Aufsteigen der Wackpappe und anderes gezeigt worden war, sollte endlich aus ein Bild kommen, welches „die An-

kunft eines Stablbahnzuges auf dem Bahnhof Alexanderplatz“ darstellte. Der Saal war zu der Vorführung der lebenden Photographien verbunkelt worden, und die Blide aller Zuschauer hatten gespannt auf der Bühne; eine leise Musik begleitete die Vorstellung und erhöhte durch ihre sanften Klänge den magischen Reiz des Sanges.

Das nunmehr plöglich erscheinende Bild zeigte den Bahnsteig des Bahnhofes Alexanderplatz mit vielen der Stadtbahnzüge harrden Personen; ganz im Vordergrund ging ein schlanker Herr in grauem Sommeranuge, mit einem hellen Strohhute, langsam auf und ab.

„Sieh doch nur, Wiehe, ist das nicht unser Doctor mit seinem schönen neuen Strohhut?“ sagte da auf einmal Lehmann, — „nein, ist das aber komisch!“

„Woh! nur eine Ähnlichkeit!“ meinte der Doctor, dem etwas unheimlich zu Mutte wurde. Nur Marie rief, nichts ahnend, ganz vergnügt aus: „Ach, wie reizend! Ist das aber ein wunderbarer Zufall!“

Ein Pfiff ertönte; der Zug roß langsam in die Halle, die Wartenden allen geschäftig hin und her und suchen einen Platz zu erlangen. Nur der Herr mit dem Strohhut bleibt ruhig stehen; er scheint Jemanden zu erwarten. Da neigt sich aus einem Coupee zweiter Klasse ein Damenköpfechen heraus; sie winkt dem erfreut Aufschauenden mit der Hand, und er eilt zu dem Coupee hin, die Thür öffnend, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Noch ehe der Zug gänzlich stillsteht, liegt sie in seinen Armen, und Beide scheinen sich bin zu schmiegen, wie es sie sich seit langer Zeit nicht gesehen hätten. Ein Pfiff, und der Zug fährt weiter; das Mädchen geht Arm in Arm fort, sie sieht glückselig in sein Antlitz, und sie geben dem Auszuge zu, — für die Zuschauer sieht es gerade so aus, als ob sie aus dem Rahmen des Bildes heraus direct in den Zuschauerraum hinein schreiten wollten. Die Figuren werden immer größer, die Gesichter immer heuchlicher; die junge Dame trägt ein dunkles Kleid, ein ihr reizend sehendes Kaputtschön, sie hat eine helle Sommerjacke — gerade so eine, wie sie auf dem Stuhle neben Marie liegt — läßt über den rechten Arm gehängt, während der linke den ihres Begleiters innig an sich drückt, und ihr strahlender Blick an seinen Lippen zu hängen scheint.

Lehmann ist aufgesprungen: „Donnerwetter, Wiehe, das bist Du ja!... Du und der Doctor... Na, das ist ja 'ne nette Geschichte! Ja, da soll doch gleich!... Und ich liege bis in die Nacht hinein im Fenster und lauer auf sie... dabei ist es noch ganz hell auf dem Bahnhof... die Laternen sind ja noch nicht mal angezündet!... Der Doctor, so was hätte ich nie geglaubt! Komm, Wiehe, wir gehen nach Hause, der Appetit zum Abendbrod ist mir vergangen, dem Doctor und Dir noch... Adieu, Doctor... das Honorar für Ihre ärztlichen Bemühungen werde ich Ihnen morgen schicken!... Ich nehme wieder den alten Sanitätsrath Schulze als Hausarzt... das ist mir sicherer... Komm, Marie!“

Das letzte, das Sensationsbild des Kinematographen: „Endlich allein!“ haben sich Lehmann und Marie nicht mehr angesehen; wie sich die Angelegenheit zu Hause noch abgehandelt hat, konnten wir nicht erfahren. So viel steht aber fest, daß Maria das nächste Mal in Begleitung ihres Gatten zur Schwägerin nach Rummelsburg gefahren ist.

Eine pfiffige Gemeinde. Erbe des vorigen Jahrhunderts war, wie das ja manchmal geschieht, wieder einmal der Weltuntergang auf einen bestimmten Tag prophezeit. Die Gemeinde Heimbach bei Bad Schwalbach nahm sich die bevorstehende Wende der Dinge mehr zu Herzen, als irgend Jemand in der Welt, und beschloß, der Katastrophe müthig, aber doch in einer Weise entgegenzugehen, welche ihr den Genuß des irdischen Daseins noch möglichst erhöhen sollte. Sie faßte daher, nachdem sie sich die Unabänderlichkeit des Ereignisses vollkommen klargemacht hatte, den höchst vernünftigen Entschluß, ihren Gemeindevand an die Gemeinde Schwalbach zu verkaufen, und zwar für zwei Ohm Brantwein. Gestützt durch diesen ebenen Satz gedachte sie dem unvermeidlichen Schicksal gefasst und heiter entgegenzugehen. Die Gemeinde Schwalbach, welche die Sache mehr praktisch und weniger fatalistisch in der Sache sah, ging sofort auf den Handel ein, lieferte die zwei Ohm Brantwein für in aller Form Rechts den Heimbacher Wald. Im Heimbach aber wurden die zwei Ohm Brantwein mit dem Nachtmächterhorn von der Gemeinde getrunken, und nachdem dieses würdige Geschäft besorgt war, in aller Ruhe und frommer Frömmung der Weltuntergang erwartet. Der verhängnisvolle Tag kam, aber die Welt blieb stehen; der Heimbacher Gemeindevand war weg, die zwei Ohm Brantwein getrunken und das Nachtmächterhorn leer. Schwalbach aber erwartete sich noch heute am Besitze jenes Waldes, die Zukunft frischen Bieres übernahm, und alle Drei aßen und tranken und waren freudvoll.

Als letzte Nummer stand auf dem Programm der Kinematograph, der eine Reihe von Bildern aus dem Leben bringen sollte; bekanntlich Photographien mit beweglichen Figuren, wie sie jetzt in einer Volkstheater vorgeführt werden, welche die Täuschung hervorruft, als sei das, was man sieht, die Wirklichkeit.

Für die Küche.

Chantilly-Suppe. Ein Bunt Linsen stellt man in kaltem Wasser auf's Feuer und kocht sie mit einer Zwiebel, Petersilie und dem nöthigen Salz gar. Abdann gießt man das Wasser ab und brüht die Linsen durch ein Sieb, worauf man das Linsensuppe in eine Kasserolle bringt, nach Bedarf Fleischbrühe oder Auflösung von Fleischgelee, sowie ein Stück Butter hinzufügt und das Ganze rasch aufkochen läßt. Man richtet diese ebenso einfache wie vortreffliche Suppe über gerösteten Brotschnitten an.

Suppenrapfen. Sechs Eßlöffel feines Weizenmehl werden mit einem Löffel heißer Butter und ebensoviel heißer Milch in eine Kasserolle unter beständigem Rühren zu einem steifen Zeige verarbeitet, bis er sich von der Schüssel löst. Nachdem die Masse ausgekühlt ist, schlägt man zwei ganze Eier und drei Eierdotter nebst dem nöthigen Salz dazu, rührt diese sechs Stücke ab und brüht dieselben schwimmend in siedendem Backfett.